



**Mara Cop-Marlet**

**Ein Duell**

**Erzählung**

---

Aus: Die Gesellschaft, Münchener Halbmonatschrift für  
Kunst und Kultur, 10 (1894), Seite 1553ff.

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

---

Illustration: Portrait der Schriftstellerin

## Ein Duell

»Famos, die Geschichte — famos!«

»Kolossal, wenn es sich wirklich so verhält — «

»Ja, ganz so. Gelernt hat der Fritz immer brillant. Alle diese Grafen Seebach sind ja pyramidal helle Köpfe. Aber er ist in der Neustädter einen Jahrgang hinter uns zurückgeblieben, weil er bei der Prüfung seinem Hauptmann, der es scharf auf ihn hatte — wohl darum, da die hübsche und blutjunge Frau Hauptmann sich in Fritzis schneidige, vornehme Gestalt vernarrte — auf die Frage: wie man ein Held wird, die kolossale Antwort gab: »Durch die Weiber, Herr Hauptmann, denn da lernt man alles wagen!«

Lautes Gelächter seiner Kameraden belohnte den jungen Offizier, der eben dieses Bravourstückchen eines von allen gekannten kürzlich versetzten Lieutenants ihres Regimentes zum Besten gab. Es waren fünf an der Zahl, die um den Offizierstisch zum *Servo d'oro* in Görz saßen. Einige Stühle waren vor den unberührten Kouverts leer geblieben — wohl von Kameraden, die, glücklicher als die hier schläfrig trinkenden und rauchenden, in Familien geladen sein mochten, oder sonst einen sogenannten Anziehungspunkt, worunter man die heiratsfähigen

Mädeln verstand, oder einen »buen retiro«, womit man die offenen Arme einer hübschen Witwe meinte, gefunden hatten. »Nesthäkchen«, so nannte man die Herren des Regimentes, welche ihre Leidenschaft an verheiratete Frauen gefesselt hatte, »Nesthäkchen« waren nur zwei Lieutenants, die bloß an den Tagen am Stammtisch nicht fehlten, wenn das Wetter so grimmig war, daß der junge Civilarzt behauptete, der eine Ehemann fürchte den Schnupfen, der andere das Rheuma und bleibe deswegen zu Hause.

»Na, Doktor, akademischer Philister, was sagen Sie zu der Geschichte?« fragte der jüngste Offizier, Lieutenant von Rohnitz, der sehr wohlhabend und infolgedessen von einer durch die erst kürzlich erworbenen Epauletten geradezu unheimlich angewachsenen Arroganz war, als ob sein ganzes Wesen mit Sprengstoffen gefüllt sei, die er bei jeder nur halbwegs möglichen Gelegenheit explodieren zu lassen brannte.

»Wenn man im Kaffeehaus drei Tische weit an Rohnitz Hühneraugen vorbeigeht, — so fordert er den Unverschämten,« sagten die Offiziere untereinander oft scherzend über ihn.

Der Doktor, ein schlecht aussehender junger Mann, der früher einer jener darbenden armen Studenten gewesen, mit einem skeptisch ernsten Gesichtsausdruck, rollte sich langsam eine Cigarette und blickte dann nach seinem Überrock und Hut an der Wand, offenbar um seiner

Patienten willen genötigt, den Stammtisch bald zu verlassen.

»Solche Geschichten unter Offizieren amüsieren mich nicht — kommt für mich immer dasselbe heraus, Kugelausziehen — verbinden — gestörte Nachtruhe — oder am Tag gestörte Mahlzeit — wegen so albernen Duellgeschichten.«

»Albern, starke Behauptung das, auf Ehre — meint Ihr nicht?« sagt Lieutenant Rohnitz, plötzlich strammer dasitzend und seine hübschen Augen herausfordernd im Kreise rollend.

»Rohnitz Hühneraugen — Achtung, meine Herren!« lachen die übrigen Offiziere, schnell frische Biergläser von der feschen Kellnerin herbeiwinkend.

Rohnitz hat sich etwas beruhigt, und auf die Geschichte von vorhin zurückkommend, ergänzte er noch: »Ja — so war es mit Fritzi, nach ihm bekam ich die Frage, wie man ein Held wird, und erwiderte — natürlich aus Dienstpflicht — auf dem Schlachtfeld.«

Der junge Arzt, der schon allein ein großes Spital leitete, lächelte sarkastisch: »Welche Widersprüche oft in den Begriffen: Unter einem Helden stellt man sich etwas freies, starkes vor, — aber so auf Befehl — aus Dienstpflicht, — die Helden des Schlachtfeldes sind meiner Ansicht nach überhaupt kaum mehr die Helden unserer Tage. Der Krieg selbst ist ja eine veraltete

Gewaltrechtsfrage, die unsere moderne geistige Kultur sozusagen noch nicht verdaut hat, wie so viele andere — vielleicht weil ihr eine natürliche Ursache, die Notwendigkeit zeitweiser Entvölkerung zugrunde liegt?«

»Ihrer werten Ansicht nach giebt es dann wohl überhaupt keine Helden mehr?«

Rohnitz ist wieder heftiger geworden und schlägt mit den Sporen um die Stuhlfüße.

Der junge Arzt hat mit großer Ruhe seinen Überzieher umgehangen und dabei gegriffen, ob Stethoskop und Maximalthermometer noch an Ort und Stelle sind. »O doch,« sagt er ganz leichthin — aber es liegt dabei etwas im Klange seiner Stimme, der den tiefen Ernst seiner Worte dennoch fühlbar macht, so daß sie selbst Rohnitz in Schranken halten: »Ein Held ist zum Beispiel der Arbeitslose, der in die Kirche tritt, um in der Religion der Nächstenliebe zu beten; das Kind, welches sein Sterben deutlich herannahen fühlt und seinen Eltern ermutigend zulächelt; jeder Mensch, der das Leben wirklich kennt und es unbekümmert weiter lebt — —«

»Besonders die Ärzte, die bewußt zwischen Bazillen wandeln,« versucht Rohnitz zu spötteln.

»Halt, nein, die Dynamitäre, die mit den geschleuderten Bomben ja auch mit in die Luft fliegen könnten, was, Doktor?« lacht sein Tischnachbar.

Der Doktor hat nach seinem Hut gegriffen. Ruhig sagt er, wie unabsichtlich ganz zu Rohnitz gewendet: »Nein,

die Dynamitäre gleichen einem verrückt gewordenen Arzt, der eine Wunde durch Zerstörung des ganzen Organismus seines Patienten heilen wollte. Das ist eine moderne Gehirnkrankheit, Kurzsichtigkeit für den Überblick über die ganze notwendige Organisation der Gesellschaft, gerade so wie die Aufgeblasenheit, die ein Verlieren des richtigen Maßes für den Wert der eigenen Persönlichkeit bedeutet — also eine Schwächung des Urteilsvermögens. Guten Abend, meine Herren!«

Einen Augenblick bleibt es totenstill um den Offizierstisch, nachdem der junge Doktor gegangen, dann sagt der Adjutant des Regimentes, von Fisch: »Du, Rohnitz, war das nicht am Ende doch auf — Deine Hühneraugen abgesehen?«

Rohnitz fährt auf: »Meinst Du — meint Ihr — na, es war was im Ton — wollte gleich losbrechen — seid Ihr - Schuld, mit der ewigen Beschwichtigungsmanier.«

»Beschwichtigungsseidel,« brummt der korpulente Oberlieutenant Räder. »Na, laß gut sein, Rohnitz, kannst ihn ja morgen noch anstänkern.«

»Keine Dummheiten,« mischt sich ein jüngerer Hauptmann ins Gespräch, »Du suchst ihn morgen Vormittag auf und fragst ihn ein bißchen schneidig, was er mit der Aufgeblasenheit gemeint.«

Rohnitz ist blutrot: »Pah — ich insultiere ihn einfach, damit ich ihm später meine Kartellträger senden kann. Sogar »einen Ton« im Gespräch zu haben, muß man

diesen Philistern uns gegenüber abgewöhnen.«

Der nächste Tag ist ein sonniger freundlicher Morgen.

Auf der einsamen Landstraße, die zu dem etwas außerhalb der Stadt liegenden Spital führt, geht Lieutenant Rohnitz. Er bemüht sich, die kampflustige Stimmung von gestern festzuhalten, obwohl es auf sein junges und im Grunde weiches Gemüt nicht ohne Eindruck bleibt, daß alles so sonnig, so friedlich ist, und die Vögel so hellauf singen. Erst als er des großen, schönen, nach modernsten Anforderungen erbauten Spitalgebäudes ansichtig wird, das etwas zurück von der staubigen Straße hinter einem grünen Vorgarten liegt, findet er seine herausfordernde Streitsucht wieder. Im Geiste hört er seine Kameraden, wenn sie einander begegnen, lebhaft den Vorfall diskutieren: — »Rohnitz wird ein Duell haben« — »Glatt wird die Sache mit Rohnitz nicht ablaufen« — »ob Rohnitz den Philister aus seinem Fuchsbau treibt?« — und ähnliche solcher Fragen und Antworten wird es heute unter den Eingeweihten regnen und am Stammtisch werden ihn alle mit Spannung erwarten.

Rohnitz faßt seinen Säbel fester, klirrt mit den Sporen zusammen und ist in diesem Augenblick entschlossen, alle Erwartungen seiner Kameraden durch seine fixe Bravour zu übertreffen.

Er durchschreitet den Vorgarten und will jemand nach dem jungen Chef Spitalarzt fragen. Ein Spitaldiener eilt



an ihm vorüber, der hat keine Zeit Rede zu stehen. Eine Nonne geht quer über den Hof, ohne Rohnitz anzublicken.

Absolut niemand nimmt Notiz von ihm.

Wie er sich der Einlaßthür nähert, hat Rohnitz unwillkürlich sein lärmendes Auftreten schon etwas gedämpft.

Er durchschreitet ein paar Gänge, begegnet einigen Kranken in langen, grauen Spitalskleidern, mit blassen, abgezehrten Gesichtern.

Endlich findet er einen andern Spitaldiener, der ihm die Auskunft giebt, der Chefarzt sei jetzt im Operationsaal und niemand dürfe ihn stören. Er könne indessen in das Vorgemach hier treten — es sei nur ein kleiner Kranker darin — Wasserkopf, Gehirnerweichung, nichts Ansteckendes.

Rohnitz tritt ein.

Der kleine Patient, ein ungefähr sieben Jahre alter Knabe, ist mit Kissen gestützt und hält in der Hand eine Rose.

Rohnitz, dem die Zeit lang wird, glaubt dem Kinde etwas sagen zu müssen: »Was für eine schöne rote Rose Du hast, kleiner Mann.«

»Ist sie rot?« fragt der Kleine hastig.

»Ja, siehst Du es denn nicht?«

»Nein, ich bin schon blind — aber still — das soll niemand erfahren, meine arme Mama besonders nicht, es

macht sie so traurig — sie hat mir heute die Rose gebracht — und weißt Du, sie ist eine von denen, die betteln.«

Rohnitz würgt etwas am Halse, sein Herz klopft plötzlich voll und laut in der Brust, beinahe als ob es seine schneidige Entrüstung übertönen könnte.

Die Thür des Operationssaales ist jetzt weit aufgegangen.

Rohnitz sieht seinen künftigen Duellgegner, der wieder gar keine Notiz von ihm nimmt. Er hat den langen sogenannten Spitalskittel der Ärzte an und ist über den Operationstisch geneigt, wo er eben einem narkotisierten kleinen Mädchen den einen Fuß abgenommen hat. Er wischt sich die Schweißperlen von der Stirn und übergibt die kleine Patientin jetzt der hilfeleistenden Nonne.

Die Schwester trägt das operierte Kind, dessen blondes lockiges Köpfchen noch bewußtlos zur Seite hängt, unendlich behutsam und liebevoll an Rohnitz vorüber aus dem Operationssaal.

Bald hört man das erwachte Kind in einer andern Abteilung schmerzlich weinen, und die Nonne, die mit ihm auf und nieder geht, sanft beruhigende Worte sprechen.

Rohnitz will jetzt auf den Doktor zu, aber zum Teufel, stört man einen Mann in so einer Beschäftigung? Er sieht, wie die Blicke aller Kranken an ihm hängen,

vertrauensvoll, hilfesuchend, ruhiger, mutiger, sobald der Doktor ein flüchtiges Wort an einen oder den andern gerichtet.

Rohnitz kommt plötzlich zu der höchst unbequemem Reflexion, daß der Mann, wenn er ihn totschießt oder selbst wenn er ihm nur den Arm verletzt, allen diesen Leidenden sehr fehlen würde.

Der Doktor hat indessen in einem verdunkelten Zimmer einem Staroperierten die Binde abgenommen, der Mann sieht und schluchzt vor Freude thränenlos auf, wie er durch den Gang fortwankt. Ein Wärter hat dazwischen schon ein heulendes Weib in den Operationssaal gebracht. Sie ist eben ins Spital gekommen und hat die Mundhöhle gräßlich verbrannt. Sie bittet um etwas Linderndes. Eine Nachbarin hat ihr ein Sympathiemittel gegen Kopfschmerzen angeraten, ein Gebräu, in dem auch siedendes Öl war — sie hatte ihr wohl gesagt, es etwas kühlen zu lassen — aber gleich bei dem ersten Schluck habe sie sich so fürchterlich verbrüht.

Der Doktor, der eben noch so zartfühlend um das Kind beschäftigt gewesen, zeigt jetzt rauhe energische Strenge. Er verweist der Heulenden ihre grenzenlose Dummheit, ordnet der Schwester etwas an und befiehlt dem Wärter, die Widerstrebende einstach einzuschließen, da sie nicht im Spital bleiben will und so nicht entlassen werden kann.

Rohnitz hat sich an sein unbeachtetes Warten gewöhnt.

Es fällt ihm gar nicht mehr ein, die Sporen oder den Säbel zu rühren und seine hübschen Augen, die so warmherzig leuchten können, folgen dem Arzte beinahe mit Bewunderung.

Der Doktor hat ihn jetzt bemerkt und grüßt mit einem Kopfnicken herüber.

Rohnitz steht befangen auf, aber schon wieder kommen durch den langen Gang mehrere Personen auf den Arzt zu. Es sind neue Ankömmlinge, die ein Spitaldiener ankündigt, ein finster blickender Bauer und ein verschrumpftes thränäugiges steinaltes Mütterchen. Die Alte jammert kläglich. Aus ihrem zahnlosen Mund kommen wie betend die abgerissenen schluchzenden Worte: »O mein Gott — mein Gott, nimm mich zu dir — wenn man nur sterben könnte — so eine Last zu sein — seinen Kindern — seinen eigenen Kindern.«

Der Doktor tritt trotz seiner sichtbaren Ermüdung energisch vor: »Was giebt's? Was wollt Ihr? Fehlt der Alten was?« Der Bauer kratzt sich den Kopf. »Fehlen just nit, aber zu nix is sie mehr, zu keiner Arbeit — achtzig vorüber — liegt mir nur im Futter, da hat mein Weib und auch meine vier Brüder gemeint, fünf Kinder hat die alte Mutter, wir gebens halt ins Spital.«

»Ja, was sollen denn wir mit ihr anfangen?« fragt der Doktor ungeduldig, während die umherstehenden Weiber roh auflachen.

Der Bauer begann sich zu ereifern: »Und ich — was

soll denn ich mit ihr, zu was ist denn nachher das Spital, wenn die unnützen schwachen Leute nicht hinein sollen? Da bleiben soll sie — bei so schlechten Ernten, bei Dürre und Hagel nährt's bei uns lang keine Überflüssigen mehr.«

Auch der Doktor fuhr jetzt ein wenig auf: »Das Spital ist nur für Kranke. Alter ist keine Krankheit. Sie muß fort. Aber weißt Du,« — wie sich besinnend strich sich der Doktor langsam über die hohe Stirn — »ich will Dir einen guten Rat geben, was Du mit der Alten da thust: Verwend' sie zum Beten!«

Der Bauer brummte etwas unwirrsch vor sich hin, während der Doktor unbekümmert fortfuhr: »Ja — ja — setz' sie hübsch warm in die Stube, gieb ihr was Gutes zu essen, und dann mag sie für Euch beten. Ihr glaubt ja doch auch ans Hagelabläuten und Meßlesen — nun — und das Beten von so alten Weibern, das hilft sicher — eine gute Ernte — gesundes Vieh — alles holt sie Dir mit der Beterei vom Himmel. Schau einmal dahin,« fuhr der Doktor fort, als der Bauer noch immer halb ungläubig den Kopf dazu schüttelte, schritt rasch über den Gang und stieß ein Eckfenster weit auf, »da drüben wohne ich im Seitenflügel von unserm Spital, und da schau nur besser hin,« befahl er, den Bauer derb an den Schultern vorschiebend, »die alte Frau mit dem weißen Haar, die dort sitzt ist meine Mutter. Sie ist zu gar nichts — blind auf beiden Augen durch eine schwere Krankheit und auch

an den Füßen gelähmt. Aber wie ich sie halte und pflege! Denn die betet mir alles vom Himmel, das weiß ich, Geld — Ansehen — siehst Du, und ich sorg' allein für sie, denn wir sind nicht fünf wie ihr, ich bin ihr — Einziger.«

Der Bauer steht noch einen Augenblick sinnend und trotzig, dann winkt er der Alten. »Na — wenn es helfen könnt — komm also Mutter — wollen's so versuchen —«

Der Doktor drückt der Alten ein paar Silberstücke in die Hand: »So, das nimmst Du Deinen Kindern mit, damit sie sehen, Du bringst auch was zu — in die Wirtschaft.«

Schluchzend und dankend mit lauten Segenswünschen trippelt die Alte hinter dem Bauern wieder fort, der Doktor wendet sich rasch um — wie um seine Bewegung zu ironisieren: »So muß man mit dem Volk reden. An das Pflichtbewußtsein appellieren hülfe nichts, an den gesunden Egoismus muß man sich wenden. Aber verzeihen Sie, ich habe Sie lange warten lassen — Sie wünschen etwas von mir, Herr von Rohnitz?«

Das hübsche Gesicht des Lieutenants war wieder etwas rot: »Ich wollte Sie bitten, Ihnen sagen,« stammelte er, ohne alle an ihm sonst so brillante Schneid', »wir waren bisher so gute Tischgenossen — daß Sie trotz meiner raschen Worte gestern in Alkohollaune doch auch ferner — an — an meine Hochachtung, an — meine Freundschaft glauben sollen,« brach es immer wärmer

aus der bewegten Brust Rohnitz’.

Der junge Arzt blickte erstaunt auf. Vielleicht dämmerte ihm, den die Berührung mit Elend, Kummer und Krankheit früh zum Menschenkenner gemacht, eine Ahnung davon auf, was in dem Innern des sonst so selbstbewußten Lieutenants vorgegangen sein mochte, aber seine klugen kühlen Augen verrieten hinter der Brille nichts von diesem Eindruck. Nur vielleicht etwas fester und wärmer wie sonst drückte er die Hand des Herrn von Rohnitz: »Gewiß, ich glaube Ihnen — aus Wiedersehen am Stammtisch!«